

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 66.

Elbing, den 18. März.

1892.

Unerforschliche Wege.

Kriminal-Roman

von A. S ö n d e r m a n n.

24)

Nachdruck verboten.

„Er ist es! Die Nemesis hat ihn doch er-
eilt! könnte es von den Lippen Braun's.

„Sie kennen den Mann, Herr Direktor?“
fragte neugierig der Wirth.

„Ja. Es ist ein alter, berüchtigter Dieb,
der schon vor zwanzig Jahren in der Residenz
den Behörden bekannt war,“ antwortete
Braun.

Diese Worte gingen Steffen durch Mark
und Bein.

Seine Befürchtung war also nicht unbe-
gründet.

Braun kannte den Menschen. Jedenfalls
wußte er, daß derselbe im Verdacht gestanden
hatte, den Major von Krause ermordet zu
haben.

„Der Gendarm erzählte mir, daß der Mann
auch im Verdacht eines Mordes gestanden habe,“
fuhr der Wirth fort.

„Ganz recht! Er war angeklagt, einen alten
Geizhals, einen gewissen Major von Krause
ermordet zu haben,“ erwiderte Braun und
wendete sich zurück.

Da fiel sein Blick auf das leichenblasse,
verzerrte Gesicht Steffens.

„Ihnen ist unwohl, lieber Freund!“
„Ja, ich muß gestehen, mir ist nicht
wohl.“

„So kommen Sie fort von hier. Reichen
Sie mir Ihren Arm und stützen Sie sich auf
mich! — Sie besorgen wohl rasch ein Glas
Wasser?“ wendete Braun sich an den Wirth.
Dieser eilte davon.

Steffen ergriff den angebotenen Arm seines
Freundes und ließ sich von demselben fort-
führen.

Er trank auch das Glas Wasser.

„So, nun ist es wieder vorüber. Ich danke
Ihnen! Wir fahren jetzt wohl nach Hause?
Oder haben Sie noch etwas anderes vor?“
wendete er sich an Braun.

„Nein, ich bin bereit; wir können sofort
wieder zurückfahren. Ich wollte mich nur

überzeugen, ob der Todte wirklich jener Gün-
ther sei, der im Verdachte gestanden, den Mord
an dem Major Krause ausgeführt zu haben.“

„Wissen Sie etwas Näheres über jenen
Fall?“ fragte Steffen.

„Ja, ich kenne jenen Fall sehr genau.“

„Aber der Mann war nicht schuldig?“

„Gott bewahre! Ein anderer war ihm, dem
Diebe, zuvorgekommen.“

„Ein anderer?“

„Ja. Es ist bis heutigen Tages noch nicht
herausgekommen, wer eigentlich das Verbrechen
an dem Major von Krause begangen hat. Je-
doch es war noch ein zweiter mit diesem Ver-
dacht behaftet.“

„Ein zweiter? Das ist wohl der Schurke,
der entkommen ist?“ fragte Steffen.

„Nein, der nicht. Doch bitte, gehen wir
zum Wagen!“ tönte es gepreßt von den Lippen
Braun's.

Die beiden Männer bestiegen das Gefährt.
Der Wagen rollte davon.

Jetzt war das Gesicht des Direktors Braun
fast ebenso bleich wie dasjenige seines Freundes
Steffen.

Jeder lehnte in einer Ecke des Wagens und
starrte vor sich nieder.

Kein Wort wurde gesprochen.

Da hielt der Wagen vor dem Landhause
Steffen's.

Es schien, als ob die beiden Männer jetzt
erst aus ihrem Hinbrüten erwacht wären.

Beide fuhren in die Höhe und schauten sich
wild um.

„Ah, schon hier?“ tönte es dann von beider
Lippen.

Steffen öffnete den Wagenschlag.

Da fühlte er die Hand seines Freundes auf
seiner Schulter.

Er schrak zusammen und schaute diesen mit
ängstlichen Blicken an.

„Verzeihen Sie, lieber Steffen, ich möchte
Sie bitten, mir eine Unterredung unter vier
Augen zu gestatten, ehe wir uns nach dem
Wohnzimmer begeben.“

„Un — unter — vier Augen?“ stotterte
Steffen.

„Ja, ich bitte Sie darum! Es ist noth-
wendig, daß ich Ihnen eine Episode aus meiner
Vergangenheit mittheile.“

Steffen gab keine Antwort.

Er stieg aus dem Wagen.

Seltamerweise kam ihnen Niemand entgegen.

Die beiden Männer achteten nicht darauf. Steffen führte seinen Freund nach seinem Zimmer.

„So nehmen Sie Platz!“ vermochte er noch zu sprechen.

Dann sank er erschöpft auf seinen Sessel nieder.

Braun war viel zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, als daß er die Schwäche und Hinfälligkeit seines Freundes bemerken konnte.

„Ich sagte Ihnen vorhin, mein lieber Steffen,“ begann jetzt Braun, „daß auch noch eine andere Person mit jenem getödteten Günther in Verdacht gestanden hat, den Mord an dem alten Geizhals verübt zu haben. Diese andere Person war ich selbst.“

Steffen fuhr entsetzt in die Höhe.

„Heiliger Gott — Sie selbst?“ stieß er aus und starrte mit Blicken des Entsetzens seinem Freunde in das bleiche, aber ruhige Gesicht.

„Sie sind erschrocken! Aber ich bitte Sie, mich ruhig anzuhören; vielleicht erkennen Sie doch, daß ich nicht so ganz zu verdammten bin, wie es den Anschein hat. Wir sind im Begriffe, unsere Kinder fürs ganze Leben mit einander zu verbinden, um deshalb halte ich es für durchaus nothwendig, daß Sie auch erfahren, welcher Mafel an meiner Vergangenheit liegt. Ich hoffe aber, Sie werden in Anbetracht unserer glücklichen Kinder ein milder Richter sein.“

„Um Gotteswillen — ich verstehe Sie nicht!“ stöhnte Steffen.

„Bald werden Sie mich verstehen!“ erwiderte er und begann dem vor Schreck halb erstarrten Freunde jene traurige Episode seines Lebens zu erzählen.

Je länger er sprach, desto gelisterhafter wurden die Züge Steffen's.

„Es sind nun zwanzig Jahre vorüber. Der Verdacht des Mordes an meinem Oheim lastet noch immer auf mir; aber bei Gott im Himmel kann ich Ihnen beschwören, liebster Freund, daß wir — jener Günther und ich — das Verbrechen nicht ausgeführt haben. Ich habe Gott flehentlich gebeten, meine Unschuld durch die Entdeckung der wirklichen Mörder ans Tageslicht zu bringen; doch es scheint, als ob jene Verbrecher — wie ich gehört habe, soll es ein Mann und eine Frau gewesen sein — der irdischen Gerechtigkeit entronnen seien. Die wahre That wird wohl nie ans Licht kommen, und ich werde den unseligen Verdacht, der auf mir lastet, mit ins Grab nehmen müssen.“

„Nein — bei Gott im Himmel — das sollen Sie nicht!“ stieß jetzt Steffen aus und sank von seinem Stuhle herab, um das Haupt auf die Kniee seines Freundes zu pressen.

„Um Himmelswillen, was ist Ihnen, Herr Steffen? Ich bitte Sie, reden Sie, sprechen Sie doch!“ bat Braun.

„Gleich — gleich; nur eine Minute Geduld,

damit ich mich zu fassen vermag!“ ächzte Steffen.

Endlich erhob er sich.

„Bleiben Sie hier; ich komme bald wieder zurück!“ rief er dem Freunde zu und verließ dann rasch das Zimmer.

„Emilie, die Vergeltung ist über uns herein gebrochen!“

Mit diesen Worten näherte sich Steffen seiner Gemahlin, die noch immer auf dem Sofa saß.

Edmund und Anna waren von ihrem Spaziergange noch nicht zurückgekehrt.

Erschrocken fuhr die arme Frau in die Höhe.

„Fritz, was ist Dir? Wie siehst Du aus? Um Gotteswillen, was ist Dir geschehen?“ rief sie und schlang ihren Arm um den Nacken des Mannes.

„Komm, Emilie; ich führe Dich vor unseren Richter!“

„Vor den Richter? Fritz, unser Kind!“

„Komm, Emilie, komm!“ mahnte der Gatte und zog die Frau mit sich fort.

Jetzt traten sie beide in das Zimmer, in welchem sich Braun noch befand.

Als dieser die bleiche Frau am Arme ihrer Gatten erblickte, erhob er sich rasch von seinem Sitze und trat den Weiden entgegen.

„Ich bitte, bleiben Sie!“ leuchtete Steffen und streckte wie abwehrend seine Hand gegen den überraschten Mann aus.

Im nächsten Moment aber sank Steffen auf seine Knie und zog seine Gattin mit sich nieder.

Von Neuem erschrocken beugte sich Braun zu den beiden herab, um sie wieder aufzurichten.

„O, rühren Sie uns nicht an, wir sind zwei Schuldbeladene, welche von Ihnen, als Ihrem Richter, das Urtheil erwarten.“

„Gerechter Gott — Fritz“, ächzte die bleiche Frau.

Doch der Mann kehrte sich nicht an die Worte seines Weibes.

Mit zitternder Stimme fuhr er fort: „Sie haben Gott angefleht, jene Verbrecher, durch deren That Sie unschuldig in Verdacht gebracht worden sind, entdecken zu lassen, — nun, Gott hat Ihren Wunsch erfüllt! Diese beiden Mörder Ihres Oheims liegen vor Ihnen auf den Knieen!“

Braun glaubte nicht recht gehört zu haben.

Er prallte einen Schritt zurück und starrte halb betäubt auf die beiden reumüthigen Sünder.

Da traf sein Blick das Auge der Frau.

Der Ausdruck desselben ging ihm durch Mark und Bein, und im Nu gelangte er zu der Erkenntniß, daß das, was er gehört hatte, kein Trug der Sinne war.

„Darmberziger Himmel!“ flüsterte er.

„Ja, es ist geschehen — Gott hat die Mörder getroffen. In Ihrer Hand liegt es, sie zu richten und zu strafen,“ fuhr Steffen fort.

„Stehen Sie auf, lieber Freund!“ stammelte Braun.

„Gott im Himmel! Emilie, hast Du gehört? Dieser Freund nennt er mich auch noch!“ schluchzte der sonst so starke Mann.

„Erbarmen! Gnade um unserer Kinder willen!“ klang es jetzt von den zitternden Lippen der Frau.

„Ich bitte Sie, erheben Sie sich!“ fuhr Braun abermals fort und trat heran, um die halb ohnmächtige Frau zu sich emporzuziehen.

„Gott lohne es Ihnen, was Sie an dieser edelmüthigen Seele thun! Sie ist weniger schuld als ich, denn sie liebte mich viel zu sehr, als daß sie mir hätte widersprechen können. Und ich — ich war in jener Minute vom Teufel besessen und trieb sie zu der unseligen That. Die Noth, die Verzweiflung, das Gold verblendete meine Sinne — ich wurde zum Verbrecher und riß mein edles, geliebtes Weib mit ins Verderben. O, lassen Sie es ihr nicht entgleiten. Vergeben Sie mir, denn auch Gott ist um ihre willen nicht mit uns ins Gericht gegangen!“ fuhr Steffen fort, während Braun die schwankende Frau nach dem Sopha führte.

„Ich bitte Sie, Herr Steffen, kommen Sie näher! Noch vermag ich fast nicht an das fürchterliche Geständniß zu glauben, das Sie mir soeben abgelegt haben,“ wendete er sich jetzt an den reumüthigen Verbrecher.

„Glauben Sie es nur; es ist die Wahrheit! Lassen Sie mich hier im Staube vor Ihnen auf den Knien liegen und hören Sie mein volles Geständniß!“ erwiderte Steffen.

Da wendete sich Braun an die unglückliche Frau und flüsterte:

„Ist es denn wirklich möglich, Frau Steffen? Soll ich den Worten Ihres Gatten Glauben schenken?“

„Er spricht die Wahrheit. Wir sind die Mörder des Majors von Krause.“

Da taumelte Braun zurück und bedeckte sein bleiches Gesicht mit den Händen.

Einige Sekunden vergingen in unheimlichem Schweigen.

Stöhnend ließ jetzt Braun seine Hände wieder herabfallen.

„Darf ich mein Geständniß beginnen?“ flehte der noch immer auf den Knien liegende Steffen.

„Sprechen Sie!“ erwiderte Braun.

Der Mann begann mit jenem uns bekannten Vorfall, die Ermordung des alten Getzhalses, der Wahrheit gemäß zu erzählen.

Je länger er sprach, desto leichter schien ihm das Reden zu werden.

Auch seine Frau erholte sich mehr und mehr.

Fast schien es, als ob durch dieses offene Geständniß die furchtbare Last, welche die beiden Personen so lange gedrückt hatte, gewichen sei.

Braun unterbrach den Reumüthigen mit keinem Worte. Seine Augen waren unver-

wandt auf einen Punkt vor sich gerichtet. Es war ihm nicht möglich, in das Gesicht des beichtenden Mannes zu schauen.

Als aber Steffen begann, den gefürzten Vorfall in seinem Hause zu erzählen, und auch den Kampf schilderte, den die beiden Ehegatten in jenen Stunden gekämpft hatten, da richtete er sein gesenktes Haupt langsam in die Höhe.

Der Blick seines Auges war klar, aber ein feierlicher Ernst leuchtete aus demselben.

„Der Mann, der uns jedenfalls als die Mörder erkannt hatte, mußte im Tode verstummen. Er hatte keine Gelegenheit gefunden, unser furchtbares Geheimniß zu verrathen. Und wir, Herr Braun, hielten dies für eine Fügung des Himmels, für eine Gnade unseres barmherzigen Gottes. Unser Vorsatz, uns selbst dem Richter zu stellen, blieb unausgeführt. Das bevorstehende Glück unserer Kinder hinderte uns daran.“

„Es ist genug!“ unterbrach Braun den Mann und strich mit der Hand über seine heiße, brennende Stirn.

„Wir ergeben uns Ihnen auf Gnade und Ungnade, Herr Braun. Finden Sie es der Gerechtigkeit für angemessen, daß unser Verbrechen noch an den Tag kommen soll, so mag es geschehen. Wir werden uns nicht beklagen, sollten wir auch dadurch unserem einzigen Kinde das Herz gebrochen haben. Die Strafe haben wir verdient. Ob es aber in dem Willen Gottes liegt, daß auch unser unschuldiges Kind —“

„Es ist genug, Herr Steffen. Stehen Sie auf!“ unterbrach Braun den reumüthigen Mann.

Rasch trat er an denselben heran, reichte ihm die Hand und fuhr fort:

„Bergebet, so wird Euch vergeben! Es ist der Wille Gottes gewesen, daß Ihre unselige That der Welt nicht bekannt werden soll; ich werde mich dem Willen unseres barmherzigen Vaters im Himmel nicht widersetzen. Was Sie mir jetzt offenbart haben, wird in meiner Brust verschlossen bleiben. Ihr Geheimniß soll von Ihnen und mir mit ins Grab genommen und in das Meer der Vergessenheit gesenkt werden.“

„Heiliger Gott — Sie wollten —?“ rief Steffen erfreut, ergriff die Hand des edlen Mannes und preßte sie an seine Lippen.

Dann erst sprang er von seinen Knien empor.

„Ich demüthige mich unter die gewaltige Hand Gottes. Ich weiß, was es heißt, unschuldig leiden, und Ihr Kind soll diese Qualen nicht erdulden. Gott selbst hat uns ein Zeichen gegeben, daß die Sünden der Eltern nicht heimgesucht werden sollen an den Kindern. In diesem Vertrauen, diesem Hoffen wollen wir schweigen,“ tönte es feierlich von den Lippen des hochherzigen Mannes.

Steffen sank ihm an die Brust und weinte laut auf. Es waren Thränen der Erleichterung und der Freude.

Wir übergehen die nächsten Minuten, welche der edelmüthige Braun dazu benutzte, die beiden schuldbeladenen Ehegatten zu trösten und zu beruhigen.

Als er sah, mit welcher inniger Dankbarkeit das Auge der Frau an ihm hing, da erzählte er: plözlich.

„Lassen Sie mich mit diesem Geständniß noch einige Worte beifügen. Sie werden daraus erkennen, wie wunderbar Gottes Wege sind.“

Dann erzählte er ihnen, auf welche Weise die beiden Verbrecher während ihrer That beobachtet worden waren und wie er selbst der Verführung jenes Günther verfallen und auf frischer That des Diebstahls überrascht worden war.

Dies ergriffen lauschten die beiden Personen den Worten des Direktors.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Durows dressirte Ratten.** Der bekannte russische Klowndurow, der berühmteste aller Thierabrichter, der jetzt in der Pariser „Folies Bergeres“ seine dressirten Ratten vorführt, bereitet gegenwärtig eine neue Programmnummer vor; er richtet seine Ratten zur Fahrt auf einer kleinen Eisenbahn ab. Durow ruft seine Ratten aus der Coullisse, sie kommen auf die Station, ein halbes Duzend schwarzer Thiere setzt sich in den Wagen erster Klasse; ein Duzend weißer Ratten, die schwarz gefleckt sind, besteigen die zweite Klasse; ein Trupp junger Klinsler wirft sich ungestüm in die dritte Klasse. Eine Ratte, groß und würdig, spaziert auf der Station als Stationschef auf und ab, während ein Trupp von weißen Ratten sich in die Gepäckwagen begiebt. Auf einen weiteren Pfiff erscheinen die Lokomotivführer, der Heizer, der Postschaffner und der Weichensteller. Endlich ein dritter Pfiff, und die Lokomotive setzt sich in Bewegung. Eine graue Ratte, welche den Zugführer-Sitz erklimmen hat, übersieht den rollenden Zug scharfen Auges. Durow erklärte seinem Gast, welcher dieses neue Dressurstück bewunderte, daß die ganze Sache sehr einfach wäre. Die Dressur geschah in der Weise, daß er den Ratten ihre Nahrung zu der üblichen Stunde in die Wagen stellte, so daß sie sich an die Eisenbahnreise und an ihre Pflicht gewöhnten. Durow erzählt auch viele Fesselndes vom Leben der Ratten. Während der Fahrt fiel eine vom Wagen, was Durow für tödtlich erklärte; er meinte, daß sie noch einige Zeit leben könnte, daß aber bei bejahrten Ratten ein solcher Fall gewöhnlich binnen vierzehn Tagen zum — Wahnsinn führt, der das

Thier schließlich zum Selbstmord treibt. Der Selbstmord sei sehr häufig bei den Ratten, denn es gebe kein Thier auf der Welt, welches empfindsamer wäre als die Ratte, mehr zur „Melancholie“ hinneige und von einem zarteren Nervensystem sei. Unter seinen 230 Thieren seien immer zumeist 30 krank. Ein Grad wärmer oder kälter in ihrer Behausung und mindestens ihrer Zehn liegen da, eine Lungenentzündung packt sie und rafft sie in 48 Stunden weg. Das sei aber noch nichts, meinte Durow schließlich, man müsse die Thierchen auch — zerstreuen, müsse ihnen jeden zweiten Tag „frei“ geben, daß sie sich ganz nach ihrem Belieben untereinander unterhalten können. „Würde ich ihnen“, erklärte der Herr der Ratten, „diese Freiheit entziehen, ergriff sie der Spleen“, sie würden keine Bewegung mehr machen und in drei bis vier Tagen wären sie verrückt. Man muß die Thiere in einem solchen Wuthanfälle beobachten; da stürzen sie sich blind auf ihre Kameraden, nach allen Seiten hin Bisse verjend. Eine Weile sehen die übrigen zu, dann stürzen sie sich an die „Schuldige“ und tödten sie. Andere wieder begehen Selbstmord, sie verweigern jede Nahrung, man mag sie von den übrigen trennen, sie pflegen und streicheln — es ist Alles vergebens, sie verharren auf ihrer Weigerung und fallen schließlich dem Hungertode zum Opfer!“

§ Wie man am besten Eier kocht.

Ein weich gekochtes frisches Ei ist bekanntlich für Kranke und Gesunde eines der vorzüglichsten Nahrungsmittel, aber leider passiert es nur zu häufig, daß die Eier „hart“ statt weich gekocht werden, weil bei dem Eierkochen nach der Zeit sehr leicht ein Versehen stattfindet. Eine neue Erfahrung schlägt nun folgende Maßregel bei dem Eierkochen an. Man wende statt der Uhr das Thermometer an und beachte folgende Normen: Legt man die Eier in das Wasser, sobald es eine Temperatur von 50 Grd. Reaumur zeigt, so ist in ihnen, wenn dieselbe auf 70 Grad gestiegen, das Weiße eben im Beginn des Festwerdens, das Gelbe aber noch völlig dünnflüssig, bei 73 Grad Reaumur zeigt das Weiße sich vollständig fest, das Gelbe jedoch im Beginn des Festwerdens, bei 75 Grad erreicht es den Zustand der beliebten „Pflaumenweiche“, bei 76 Grad ist auch das Gelbe fest, nur seine Härte steigert sich, je länger man es kochen läßt. Es dürfte für unsere Hausfrauenkreise zweifellos interessant sein, diese Methode auf ihren Werth hin zu prüfen; wie erwähnt, soll sie sich verlässlich und deshalb auch praktisch erweisen.